

Arbeitsproben

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+

ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Tourismus

Wirtschaft

Technik



Niederrheiner in der Fremde

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+

Professor Dr. Thomas Druyen wird 50

Ein Blick in seine schöne »Welt des Vermögens«

(erschienen am 1. Juni 2007)

Einen Tag nach dem weltweiten Stromausfall wurde Thomas Druyen an einem heißen, Sonnenenergie geladenen 2. Juli 1957 in Süchteln geboren. Heute, im Jahr seines 50sten Geburtstages hat er sich daran gewöhnt, im Kamera-Blitzgewitter überregionaler Medienpräsenz zu baden. Kein Wunder: Unter dem Titel »Goldkinder. Die Welt des Vermögens« erschien am 3. Mai das neue Buch des außergewöhnlichen Soziologen.

Thomas Druyen ist Direktor des Forums für Vermögenskultur der Universität Münster, Vorsitzender des Kuratoriums der eigenen Stiftung »Dialog der Generationen«, Professor am weltweit einzigen »Lehrstuhl für vergleichende Vermögenskultur« der Sigmund-Freud-Privatuniversität in Wien. Er ist Autor viel beachteter Bücher gegen die Negativität unserer Wahrnehmung und für das Sinn- und Wertbildende des menschlichen Vermögens. »Meine Kindheit in der Großfamilie hat mir nachhaltig Respekt vor älteren Leuten, ein Wertebewusstsein für das europäisch orientierte Deutschland des 19. Jahrhunderts und das Wissen um das Beglückende des Familienlebens hinterlassen«, beschreibt er die emotionale Quelle seines Schaffens. Seit 1996 lebt Thomas Druyen sein eigenes Familienglück mit der Schauspielerin Jenny Jürgens. »Ich traf sie für eine geplante Dreiviertelstunde in einem Düsseldorfer Café. Erst nach 5 1/2 Stunden verabschiedeten wir uns. An diesem Tag hat sie mich verzaubert und daran hat sich bis heute nichts geändert«, erklärt er. Und Jenny Jürgens schreibt in ihrer Vita: »1995: Begegnung mit meinem Mann Prof. Thomas Druyen. Ein Augenblick der in jeder Hinsicht mein Leben veränderte. Meine große Liebe. Dafür empfinde ich jeden Tag tiefes Glück und Dankbarkeit. 1996: Hochzeit in Düsseldorf. Was für ein Tag«.

Nach dem Abitur studierte Thomas Druyen in Münster Jura, Philologie, Publizistik und Soziologie. »Mit vielen Talenten und dem rheinischen ›et kütt wie't kütt‹ ausgestattet, wusste ich nicht, was ich werden wollte. Um es endlich herauszufinden, buchte ich 1984 eine vierwöchige Asienreise«. 1986, nach einigen Semestern Soziologie an der Universität Colombo, einem intensiven meditativen Aufenthalt im buddhistischen Kloster und zwei bis heute unveröffentlichten Romanen zum Thema »Ende des Abendlandes«, fand er sich zum Abschluss seines Soziologiestudiums wieder in Münster ein. »Ich habe in Asien Welten kennengelernt, die mir als rheinischem Bürgerkind unvorstellbar gewesen waren. In der Konfrontation erlebte ich meine zweite Geburt als Wissenschaftler mit ethischem, ganzheitlichen Ansatz«, sagt er heute.

So wurde Thomas Druyen, lehrend, managend, schreibend und forschend, ein Brückenbauer zwischen Kultur und Wirtschaft Politik und Wissenschaft, Gesellschaft und Generationen. »Die demografische Entwicklung erfordert fundamentales Umdenken, das die Verhältnisse zwischen den Generationen nachhaltig verändern wird. Ein zukunftsfähiges Konzept muss die Erfahrun-



gen, die Kompetenzen und den Reichtum der Bürger nutzbar machen. Wir brauchen eine Vermögenskultur, die unsere Errungenschaften schützt und schätzt und mit Theodor Fontane gesprochen, »das Alte liebt und das Neue lebt«, sagt Thomas Druyen und erklärt: »Mein Lebenswerk und Beitrag für eine neue Kultur globaler Verantwortung wird die Erstellung einer ersten Vermögensethik sein«. Was für ein Ausblick.

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+

Vita

Am 2. Juli 1957 wird Thomas Druyen in Süchteln geboren. Nach Abitur in Viersen 1977, studierte er Jura, Philologie, Publizistik und Soziologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster, 1988 Abschluss, 1990 Promotion, 2004 Habilitation. 1999 gründete er die Stiftung »Dialog der Generationen«. Von 2000 bis 2004 gehörte er dem Vorstand der schweizerischen Sir Peter Ustinov Stiftung an. Gemeinsam gründeten sie einen Lehrstuhl für Vorurteilsforschung an der Universität Wien. Von 2003 bis Anfang 2007 war Thomas Druyen Direktor der Privatbank des Fürstenhauses von Liechtenstein. Seit März 2007 ist er ordentlicher Professor am weltweit einzigen »Lehrstuhl für vergleichende Vermögenskultur« der Sigmund-Freud-Privatuniversität in Wien

Bücher von Thomas Druyen:

Menschendämmerung. Gedichte, Verlag Freier Autoren, 1988

Die Wahrnehmung der Pluralität. Abschied vom Zeitgeist, Edition Zukunft, 1990

Olymp des Lebens – das neue Bild des Alters, Luchterhand Verlag, 2003

Goldkinder. Die Welt des Vermögens, Murmann Verlag, Mai 2007

Mit Musik erobert Silke Zimmermann Europa und Asien

Der Erfolg der Marketingdirektorin aus Krefeld ist ihr Einfühlungsvermögen in andere Mentalitäten

»Klein aber oho« präsentiert sich die attraktive Niederrheinerin fröhlich, gesprächig, spritzig, locker. Neidlos muss man ihr zugestehen, na klar, Freundlichkeit und mehrsprachige Eloquenz gehören neben allem Fachwissen genauso zu ihrem Job wie die humorvolle Selbstsicherheit mit der sie sich so selbstverständlich umgibt. Silke Zimmermann leitet die internationale Promotion- und Marketingarbeit für die Klassik-Künstler der SONY BMG in München. »Sorry!« Auch in der Mittagspause auf der sonnenüberfluteten Cafétterasse am Gärtnerplatz gibt das Handy keine Ruhe. Nach einem kurzen Gespräch mit Rumänien, »Call you back this afternoon«, schaltet sie den kleinen Störenfried ab und beginnt zu erzählen.

»Mein Job läßt mir wenig Zeit für private Unternehmungen. Ich bin viel unterwegs um die Sony BMG Künstler international bekannt zu machen. Meine Aufgabe ist es, die brandneuen Klassik-CDs in Europa und Asien zu platzieren. Dabei gilt es mit meinen Werbeideen, die absolut unterschiedli-



chen musikalischen Bedürfnisse und Erwartungen zu bedienen. Denn, so einheitlich wie wir nach dem Motto, »alle tragen die gleichen Jeans und singen dieselbe Lala« oft denken, ist Eurpa keineswegs«, erklärt sie und erzählt von ihrem jüngsten Erfolg mit der klassischen Oper »Ca ira«, komponiert von Roger Waters, Bassist und Kopf der Band »Pink Floyd«. »Das Werk behandelt in drei Akten über drei Stunden mit großem Orchester die französische Revolution und wurde im November 2005 im Auditorium von Rom uraufgeführt. Seine bombastische Weltpremiere, mit Pferden, Soldaten, Stunts und über 200 Tänzern des Wielki Theaters - ein mit mehr als 500 Künstlern etwa 2 Millionen Projekt- ging am 7. Juli 2006 in Poznan, im jungen, aufstrebenden noch neugierigen Polen über die Bühne. Die Aufführung wird Roger Waters in Polen zum Volkshelden machen«, berichtet sie mit Begeisterung.

Wenn Silke Zimmermann in ihrer Wahlheimat München doch einmal die Zeit zum Ausgehen findet, »dann ganz sicher mit der niederrheinischen Clique«. »Auch mein Freund ist Niederrheiner«, sagt sie und lächelt: »Übrigens meine heimliche Jugendliebe - für mich als damals 14jährige war er mit 21 viel zu alt - , die ich zufällig 1999 nach zwanzig Jahren wiedertraf«. Geboren ist die ständig durch die Welt jettende, fröhliche Vierzigerin 1965 in Krefeld am Niederrhein. »Die Fähigkeit, mich auf andere Mentalitäten einzulassen, sprich die grundsätzliche Voraussetzung für meinen Berufserfolg, habe ich von Zuhause mitgebracht«, bestätigt sie. »Menschen aller möglicher Nationen gingen bei uns ein und aus«.

Silke Zimmermann studierte Englisch, Französisch und Musikwissenschaften in Köln, Paris und Cambridge. An der Kölner Universität machte sie 1991 ihren Doktor phil. Ab 1992 arbeitete sie für den damaligen Geschäftsführer und Leiter der NRW Filmstiftung Dieter Kosslick (heute: Direktor der Berlinale) aktiv mit am Aufbau der Stiftung. Als Dieter Kosslick am 1. Mai 2001 die Leitung der Internationalen Festspiele Berlin übernahm ging sie mit und blieb bis 2004. Das Bedürfnis nach neuer Herausforderung und Tapentenwechsel führte Silke Zimmermann 2004 zur Sony BMG in München. Ein Entscheidung, die sie nicht bereut. »Ich fühle mich in der bayerischen Metropole, umgeben von der offenen Freundlichkeit meiner Kollegen und meiner niederrheinischen Clique, wie Zuhause«, nickt sie und verabschiedet sich aus der Mittagspause, nicht ohne das Handy sofort wieder auf Empfang zu stellen.

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+



Starke Frauen

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+

Erotische Verwandlungen vom Aschenputtel zur Femme fatale

Ein Besuch bei Andrea Seekircher

Gold glänzend, im reichen Faltenwurf, der mit üppigen Stoffrosen geschmückten Tagesdecke, steht das Bett wie eine Bühne im abgedunkelten Schwarz des Studios. Daneben kokettieren, schön aufgereiht an einer Stange, mal rüschig verspielt und mal glatt gelackt, die reizenden Requisiten der weiblichen Verführungskunst. Verschmuster Kuschelrock nimmt der Umgebung die letzten Schärfe. Im Weichzeichner der besonderen Atmosphäre lässt sich leicht nachvollziehen, wie die Masken des Alltags sich zu lösen vermögen und den Blick hinter den Spiegel freigeben.

»Eine Frau hat viele Gesichter. Das weiß sie aber meistens selber nicht«, lächelt die Fotodesignerin und Erotikfotografin Andrea Seekircher zwischen den faszinierenden Vorher-Nachher-Fotobeispielen ihrer Kunst an den Wänden und in überall bereit liegenden Präsentationsalben. Neben ihren Fotoarbeiten mit Profimodells für Werbeagenturen, Kunstkalender und Frauenzeitschriften verzaubert sie scheinbar unscheinbare, ganz normale »Frauen, so wie du und ich« in verführerische Vamps. »Ich will mit meiner Kamera jeder Frau ihre verborgene Schönheit zeigen«, verrät die Künstlerin. »Je schüchterner und zweifelnder die Kundin ist, desto mehr reizt mich die Aufgabe, ihr die, in Mutterschaft und Alltag irgendwo verloren gegangene, erotische Ausstrahlung zurückzugeben. Die Begeisterung der Frauen – »Das bin ich doch nicht« – ist mein schönster Erfolg«, erklärt die 1969 in Neuss geborene junge Frau mit dem Ruf der »mit Abstand besten Erotikfotografin Deutschlands«.

Andrea Seekircher machte aus ihrem Hobby einen Beruf. »Ich war immer schon anders als meine Mitschülerinnen und fiel mit meinem Faible für erotische Ausstrahlung aus der Reihe«, verrät sie. Schon als Teeny, frisch verliebt, fotografierte sie sich mit dem Freund gegenseitig in erotischen Posen. Nach der Fotografenlehre in einer Düsseldorfer Werbeagentur machte sie sich mit 24 Jahren als Fotodesignerin selbständig. Zuerst waren es die Freundinnen, die sich in vier bis sechs Stunden Sitzungen von ihr verzaubern ließen. Die liebevoll verspielte Art der Fotos, gemacht von einer weiblichen Kamera, die sich mit der einfachen Realität nicht zufrieden gibt und eine ungeahnte Ausstrahlung herauskitzelt, heizte die Mundpropaganda an. Der Kundinnenstamm weitete sich immer mehr. In der romantischen Ästhetik der Blätterbilder sowie der expressiven Ausdruckskraft der Schattenspiele präsentieren sich die erotischen Phantasien Andrea Seekirchers »als eine schöne Kunst betrachtet«.

Im Jahr 2000 kam ihr Erotik-Kunstkalender „Schattenspiele 2001« auf den Markt. Fernsehen, Radio, Zeitungen begannen sich für die Fotokünstlerin und ihre Arbeit »Von der Hausfrau zum Vamp« zu interessieren. Andrea Seekircher wurde zum gefragten Star. Auf die Frage nach ihrer Zukunftsvision lacht die Fotokünstlerin: »Irgendwann wenn mein Sohn alt genug sein wird, möchte ich durch die Welt ziehen und mit vielen heißen Frauen großartige Fotos machen«.



Unterwegs mit der »Nettetalener Tafel« im Dezember 2004

PRESSE
Portrait
Reportage
Theater/Literatur
50+

»Tschüss. Bis Mittwoch!« Es ist Montagmittag, 12.15 Uhr und wieder einmal Aufbruchstimmung am Lager im Kaldenkirchener Bruch. Der Kleintransporter mit der Aufschrift Nettetalener Tafel e.V. ist über und über mit Lebensmitteln gefüllt. Scherzend werden die Verteiler Gisela Wittke und Ulli Jakob vom Team um Christl und Hermann Hecker, Begründer der Nettetalener Tafel, losgeschickt.

Die vergangenen Stunden haben sie damit zugebracht, die am Morgen von Nettetalener Geschäftsleuten gesponserten Lebensmittel in Körbe zu sortieren. »Die Ausbeute ist jetzt im Dezember in der Vorweihnachtszeit etwas reicher als sonst«, meint Ulli Jakob mit Blick auf die vielen Milchtüten und Quarks, die großen Plastiksäcke mit Brötchen, Brot und Stuten. Dazu gibt es Bratwürste, Fisch, Aufschnitt, Käse und Kaffee, Blumenkohl, Tomaten, Porree, Endivien, Möhren, Bananen und Äpfel. Eine faule Kartoffel im Plastikbeutel, überreifes Obst und welke Salatköpfe verweisen hier und da auf das erreichte Verfallsdatum. »Wir verteilen zum großen Teil unverkäufliche, überflüssige Lebensmittel an die Bedürftigen und sehen nicht zu, wie Weggeworfenes aus Containern geklaut wird«, sagt Hermann Hecker. »Eine Aufgabe, die nicht für jeden geeignet ist«ergänzt Ulli Jakob. Der Fahrdienstleiter der Bahn AG parkt den Transporter am Convent, der ersten von elf Sammelstellen. Mit Plastiktüten ausgerüstet warten die Kunden – arbeitslose Männer, eine junge Türkin mit ihrem Baby auf dem Arm. Gisela Wittke macht die Häkchen für »erledigt« auf ihrer Kundenliste. Die Industriekauffrau ist seit zwei Jahren arbeitslos und froh, sich ehrenamtlich beschäftigen zu können.

»Wie geht es? Allet klar!« Der Ton ist freundlich, kumpelhaft. »Nächstes Jahr darf ich nix mehr nebenher verdienen. Dann wird's noch härter. Schreib das!«, fordert jemand. Beim Sozialhaus »Am Schmaxbruch«, der nächsten Haltestelle, schafft es ein alter Mann kaum, die schwere Plastiktüte ins Haus zu tragen. »Mein Fuß ist halb wegoperiert, und jetzt hat der Arzt schon wieder Löcher entdeckt. Dabei bin ich ganz allein. Die Frau ist schon seit 15 Jahren tot«, klagt er mit zahnlosem Mund. Das Haus wirkt heruntergekommen und schmutzig. Alkoholsucht, Verwahrlosung und Vandalismus sind hier ebenso Zuhause wie bittere Armut. »Sie lassen uns in Deutschland nicht verhungern. Das ist der Unterschied«, unterbricht ein Mann aus Kasachstan mit rot entzündetem Gesicht seine starre Lethargie für ein paar resignierter Sätze.

Lobbericher Straße, Caudebecring, Kempenerstraße, Eichenstraße, überall warten Arbeitslose, alleinerziehende Mütter, Alte, Behinderte und Asylanten. Viele flachsen, so als wollten sie ihre Not hinter bewusster Fröhlichkeit verstecken. Um 15.30 Uhr ist die letzte Station dieser Montagstour am Luchtberg in Kaldenkirchen erreicht. »Ich bin es doch gewohnt schwer zu tragen«, nimmt die ausgemergelte, zahnlose alte Frau mit den dicken Stützstrümpfen, die angebotene Hilfe dann doch noch an. Hastig öffnet sie die Tür zu ihrer Unterkunft und schlupft hinein, sichtlich bemüht das ungepflegte Innere ihrer Behausung zu verbergen. Armut ist grausam. Auch in Deutschland.



Information

Armut in Deutschland

Nach Zahlen aus dem »Zweiten Armuts- und Reichtumsbericht«, den die Bundesregierung im März 2005 vorlegte, galten im Jahr 2003 13,5 Prozent der Bevölkerung als arm. 2002 waren es nach diesen Angaben noch 12,7 Prozent.

In Deutschland gibt es insgesamt etwa 860.000 Obdachlose. Nach Schätzungen sind 19.500 Menschen in Nordrhein-Westfalen betroffen, davon rund 6.500 Einpersonenhaushalte, die z. T. in Ersatzwohnungen, überwiegend aber ohne eigene Wohnunterkunft in Sozialeinrichtungen, bei Freunden oder auch ganz ohne Unterkunft leben, und rund 4500 Mehrpersonenhaushalte, die in der Mehrzahl als Nutzungsberechtigte in bereitgestelltem Ersatzwohnraum leben.

Die Folgen von Obdachlosigkeit sind vielfältig. Sie betreffen sowohl Leib und Leben als auch den Charakter des Obdachlosen. Am sichtbarsten ist wohl die Verwahrlosung und Verelendung.

Aus: Wikipedia, Enzyklopädie im Internet.

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+



Nachts, wenn (fast) alles schläft.

»Guten Abend, Schwester. Keine besonderen Vorkommnisse. Alles ruhig bisher. Zwei Patienten müssen verkabelt werden.« Lächelnd begrüßt Ellen Markowics, Mitarbeiterin des Schlaflabors die eintretende Schwester. Es ist 20 Uhr auf der Station 3a des St. Willibrord-Spitals.

Pünktlich hat Iris Voetmann, eine der vier Schwestern die sich den allnächtlichen »Springernachtdienst« pro Monat aufteilen, ihre Arbeit begonnen. »Zusammen mit der Schwester des Hauptnachtdienstes stehen wir für Sonderaufgaben zur Verfügung, unterstützen die Kolleginnen auf den Stationen und assistieren dem Arzt bei der Notaufnahme«, erklärt sie. Bevor um 20 Uhr 45 der Tagesdienst auf den zehn Stationen des Krankenhauses von jeweils einer Krankenschwester oder Krankenpfleger (auf der Intensivstation sind es zwei) des Nachtdienstes abgelöst wird, beginnt Schwester Iris mit ihrer ersten Aufgabe.

In den vier Zimmern des Schlaflabors auf der Station 3a sind heute zwei Patienten mit schweren Schlafstörungen zu beobachten. »Jeder Patient ein Computer«, zeigt sie auf die Monitore in der Kontrollstation. Nach einem kurzen Informationsgespräch mit Ellen Markowics geht es an die »Verkabelung«. Eine Nacht lang soll der Computer den Schlaf des Patienten überwachen. Auswertend kann der Arzt die individuell richtige Diagnose der Schlafstörung stellen oder die Therapie mit einem bedürfnisgerecht eingestellten Atemgerät kontrollieren. Mit sicherer Hand befestigt die versierte Schwester Sensoren an neurologische Wertungspunkte des Körpers. Freundlich und ruhig erklärt sie dabei genau, was sie tut. Der Sensor an der Kehle zeichnet die Schnarchgeräusche auf, an den Beinen wird der Muskeltonus gemessen, die Sensoren der Brust verraten die Herzaktionen, Bauch und Brustgurt zeichnen die Atembewegungen auf und an den Schläfen werden die Hirnströme gemessen. »Keine Angst!«, lächelt sie. »Wir sehen nicht, was sie träumen«. Bis 21 Uhr 30 dürfen die Patienten sich jetzt fernsehschauend an das futuristisch wirkende mit dem Körper verbundene Kabelgewirr gewöhnen. Dann folgt die Bioeichung des Computers und der »gläserne Schlaf« kann beginnen.

Die verbleibende halbe Stunde nutzt Iris Voetmann zu einem Kontrollgang in die internistische und chirurgische Notaufnahme. Alles ok! »Hoffentlich wird es eine ruhige Nacht«, wünscht sie sich und erklärt: »Trotz aller Unsicherheit darüber, was eine Nacht so bringt sind viele Notaufnahmen witterungsbedingt vorhersehbar. Bei Nebel kann man mit Asthmapatienten und bei großer Schwüle mit Herzpatienten rechnen. In Vollmondnächten aber ist das Krankenhaus von der Säuglingsstation bis zur Altenpflege ein Bienenhaus«. Ein Anwesenheitsbereitschaftsdienst der Ärzte für Gynäkologie/ Geburtshilfe, Chirurgie/Orthopädie, innere Medizin und Anästhesie, je eine Assistentin für die Röntgen- und Laborabteilung, der Notarzt und eine OP-Pflegekraft stehen für den Notfall allnächtlich im Haus bereit und können sofort gerufen werden. Dann schrillt das Alarmtelefon beim Pförtner. »Wenn es klingelt, muss alles sehr schnell gehen«, betont er. Seine Aufgabe ist es den Rufbereitschaftsdienst der Fachärzte, Hebammen, Seelsorger oder auch Techniker sofort zu alarmieren.

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+



Inzwischen ist es 22 Uhr und Iris Voetmann ist auf ihrem Weg durch die Stationen. Überall wird sie von den Kolleginnen der Nachtwache freundlich empfangen und hilft da, wo sie gebraucht wird. Bewegungsunfähige Patienten müssen alle drei bis vier Stunden umgelagert, dreckige Windeln und Bettwäsche gewechselt, Popos sauber gemacht werden. Immer wieder schlägt der Piepser in ihrer Tasche Alarm und sie eilt zum nächsten Telefon. Hier fehlt ein Nachttopf und da müssen Thrombosespritzen vorbereitet werden. Hier ist eine Medizin ausgegangen und dort muss ein neuer Injektomat aus der Intensivstation besorgt werden. Treppauf treppab ist sie unermüdlich unterwegs. Am liebsten aber ist sie in der Säuglingsstation. »Es tut gut nach all dem Elend und den vielen alten Leuten ein Baby auf dem Arm zu haben«, lächelt sie. Der Piepser gibt Alarm. Am Telefon wird die Krankenschwester ernst. »Ich muss zur Notaufnahme. Der Krankenwagen kommt gerade die Auffahrt herunter«, sagt sie und eilt davon. Um 5 Uhr 30 wird Iris Voetmann ihren Dienst beenden.

PRESSE
Portrait
Reportage
Theater/Literatur
50+



»Kunst ist mir eine NOTwendigkeit«

PRESSE

Portrait

Reportage
Theater/Literatur
50+

Maria Lehen ist frei schaffende Malerin und Bildhauerin. Ihre rege Ausstellungstätigkeit führt sie landauf landab durch die Galerien und Kunsträume. 1985 zog sie ins Städtische Atelierhaus nach Mönchengladbach, wo sie seither gerne lebt und viel arbeitet. Geboren aber wurde sie 1949 in Lobberich.

»Mein Elternhaus ist ein kleiner Bauernhof im Sassenfeld. Mein Vater war Weber und Bauer. Kunst gab es nicht in meiner Kindheit«, erzählt sie. »Aber viel Natur und draußen spielen. Mit 10 Jahren war ich komplett Afrikawahnsinnig. Das Fremde, Andersartige der Kultur faszinierte mich und schürte meine Neugier. Ich las, was ich kriegen konnte und schuf mir meine eigenen Welt. Der kleine Wald gegenüber dem Bauernhof wurde zum Abenteuerplatz der Fantasie. Während der Ausbildung zur Krankenschwester begann ich zu malen. 1973, inzwischen war ich im Neusser Josefskrankenhaus in der Psychiatrie tätig, schaffte ich mit meiner Bewerbungsmappe – Urteil: Sie haben ursprüngliche Kraft – die Aufnahme an die Staatliche Kunstakademie Düsseldorf. 1976 wurde ich Meisterschülerin. Das Studium, die Auseinandersetzung mit Form und Gestaltung, Farbe und Licht, war mir eine ständige Herausforderung. Ich musste neu Sehen lernen.«

Maria Lehens tiefe, raue Stimme und das einzigartige, aus stilistischen Gegensätzen »von Barock über Beuys bis abstrakt« komponierte Ambiente ihrer Altbauwohnung, rufen verträumte Assoziationen von »Künstlerleben« wach. Wieder jemand, »der seine Kindheit heimlich in die Tasche gesteckt und sich damit auf und davon gemacht hat, um bis zu seinem Lebensende weiterzuspielen« (Max Reinhardt) Nicht im »seligen Schlupfwinkel« des Theaters, sondern mit den Mitteln der bildenden Kunst. »Ich möchte nicht auf den Luxus des Experiments verzichten. Neugierig auf das, was Mensch ist und Mensch sein kann, glaube ich an die Möglichkeit der Metamorphose, an die Freiheit sich nicht zu wiederholen, nicht seine eigene Fabrik zu werden. Es ist, als dürfe man immer noch spielen«, lächelt sie.

»Natürlich gibt es Phasen des Zweifels. Vor allem am Anfang, als es finanziell schlecht ging und Telefonleitung sowie Stromzufuhr oft gefährdet waren, überfiel mich manchmal eine lähmende Erschöpfung. Aber aus dem Wissen, nicht Mainstream zu sein, entwickelte sich die Erkenntnis, Kunst ist mein Ding. Sie ist mir eine NOTwendigkeit. Ein Geschenk, das man annehmen und sich selbst zueigen machen muss«, erklärt die Künstlerin. In ihren Arbeiten ist sie sich treu geblieben. »Meine Plastiken sind erdgeprägte oder lichtdurchlässige Gestalten vor dem geistigen Hintergrund matriarchaler Kulturen. Das Abenteuer der sinnlichen Auseinandersetzung mit dem Universellen des kollektiven Gedächtnisses und dem Existentiellen organischer Formen treibt mich an. Bei jeder neuen Arbeit stelle ich mich dem Experiment der Gestaltwerdung, des In den-Raum-Wachsens eines Gedankens. Ich finde es spannend immer wieder ein bisschen Wundertüte sein zu können.«



Astrid Gloria Irmer in der Spindel

»Die Zeiten werden Hertha«

Im XXL-Format gegen die Traurigkeit

»Das Leben ist hart, aber ich bin Hertha«. Gewaltig, laut und vor allem lachend, eroberte Hertha Schwätzig, »alteregoistisches Nomen est Omen« der Kabarettistin Astrid Gloria Irmer, die kleine Bühne der Spindel. »Nutze deine Chance. Wie Du bist, so bist Du gut!« rappte sie im gelackten Regenbogenmini mit Topflappen-Bustier, Blinkerherz und grüner Sicherheitsunterhose ihre lebensgroße Botschaft ins mitgerissene Publikum.

In Nina-Hagen'scher Vollweibmanier schärfte sie die sprichwörtlichen Waffen einer Frau - mal mehr Cleopatra-Inkarnation, mal mehr Claudia Schiffer im XXL-Format. Doch kurz vor dem Sturm eines ironischen Witzgewitters über die menschliche Spezies des »Macho-Mutanten« gönnte Gerda Schwätzig ihrem Publikum eine nachdenkliche Pause. Eine »kleine Hexerei« mit wandernden Knoten und unterschiedlich langen Schnüren geriet – o wunder – zur besinnlichen Demonstration des Phänomens »Zeit«.

Zurück ins Humorige, blieb bei Herthas deftigen Einlassungen zum Macho mit Chromosommangel und »Open-Air-Inkontinenz« kein Auge trocken. Schaurig schöner Höhepunkt: Herthas entwaffnende Herzlichkeit schmeichelte schließlich einen weniger ungläubigen als todesmutigen Thomas auf die Bühne. Nach allen Regeln der Zauberkunst, unterstützt durch grusellautige Töne des Soundmasters Zeus J.Borrmann, erlebten die jubelnden Zuschauer das Zersägen, Ausnehmen und Zusammennähen des lachenden »Opfers«. Bissig ironisch, steigerte sich Hertha Schwätzig nach der Pause vom vollbusigen Temperamentbolzen im güldenen Lackdirndl in die satirische Gardinenpredigt einer lachenden Madonna. »Hallelujah, Hosanna, dreimal schwarzer Kater«. Ein wildes Gaukelspiel mit einem Zaubrerlehrling aus dem Publikum beschloss den frauengepowerten Kabarettabend gegen die Traurigkeit.

»Was heißt hier Liebe?«

(vom Tourneetheater Remscheid)

30 Jahre und kein bisschen von Gestern, trommelte, lachte, schrie, schimpfte, sang, stöhnte, alberte und tanzte »das Spiel um Liebe und Sex für Leute in und nach der Pubertät« über die Bühne der Werner-Jaeger-Halle in Nettetal. Das emanzipatorische Theaterstück um jugendliche Hemmungen und elterliche Sprachlosigkeit wurde in den 70er Jahren von Helma Fehrmann, Jürgen Flügge und Holger Franke (Rote Grütze, Berlin) entwickelt. Musikalisch »aufgerappt« spielte das Westdeutsche Tourneetheater Remscheid die 1992 entstandene Neufassung in einer rasanten Inszenierung von Jaschi Jaschinski. »Wenn wir verstanden werden wollen, müssen wir uns nach dem Lebensgefühl der Jugend heute richten«, erklärte der Regisseur zum auf zwei Bühnen mit lautstarker Action und fliegenden Spannungs- und Szenenwechsel verjüngten Revival.

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+



Cooler Schweigen, Kichern sowie ab und an lautstarke Beifallsbekundungen des jungen Publikums begleiteten die Story um Paula (Karin Punitzer), fast 13 und Paul (Stefan Schmidt) fast 15 vom ersten Kuss bis zum »ersten Mal«. Völlig unverkrampft meldeten sich die Dinge beim Namen. Die Pfu-Einstellung der Eltern, die Lust der Selbstbefriedigung, die richtige Technik der Annäherung, das Wohl und Wehe mit dem Orgasmus, Schwangerschaftsverhütung, Schutz vor Aids, alles kam, ohne verdruckste Gänseblümchenromantik und pädagogischem Zeigefinger, ins frisch fröhliche Spiel. Witzige Szeneideen, wie die Reportage einer Klassenfete im Jargon der Fussballberichterstattung oder der Kusstest im Publikum, feierten Erfolge bei den jungen Zuschauern.

In den vielen Rollen um Paula und Paul zeigten Pascale-Viviane Flückinger (Ansagerin, Paulas Freundin Kicki, Paulas groß- und Pauls kleinbürgerliche Mutter, der Orgi) und Karl-Heinz Schmitt (Ansager, Paulas dicker Hintern, Klette, Paulas gestrenger Vater, Paul Opa, Lehrer, der Orgi) überschäumende Spielfreude.

»Was heißt hier Liebe?«, machte Laune auf Mut zur Ehrlichkeit, auf Toleranz und auf »pure Lust am Leben«. Das Stück bleibt angesichts der steigenden Zahl von Abtreibungen bei Minderjährigen, zunehmender Aidsgefahr aber auch der verbreiteten Null-Bock-auf-Theater-Haltung auch 30 Jahre nach seiner Premiere ein Theatererlebnis am Puls der Zeit.

Frank Schätzing, Lesung aus »Der Schwarm«

»Die Erde ist ein gefährlicher Ort«

Eingetaucht in Frank Schätzings Horrorszenario mit Witz und Esprit

Da passte wirklich keiner mehr herein. Der Saal in »Conny's Come In« war über den letzten Platz hinaus belegt. Sie alle waren herbeigeschwärmt um Frank Schätzings hoch gelobte Multi-Media-Lesung seines Öko-Thrillers »Der Schwarm« zu erleben und fügten sich problemlos ein, ins stromlinienförmige Sardinen-Dosen-Feeling in der Enge des kleinen Saals. »Willkommen in der Tiefsee«, lachte Frank Schätzing mitten hinein ins erste kollektive Aufatmen nach der Spannung, die sein elegant nervenzerrendes Intro erzeugte.

Bilder der BBC aus dem Film »Unser blauer Planet - Deep Blue«, umgeschnitten und wunderbar energierend vertont vom Werbemanager, Romanautor und Komponisten Frank Schätzing, visualisierten zwischen den einzelnen Akten des mit Witz und Esprit inszenierten Horrorszenarios, den Thrill der unheimlichen Welt in den Tiefen des Meeres.

Sportlich schlank und braun gebrannt, las der eloquent geschliffene Werbemanager und wortreiche Romanautor aus einem großen, Hand geschriebenen Ringheft vor. Ein Fischer verschwindet vor Peru spurlos... Spätestens mit der griffig formulierten Erzählung dieses dramatischen Ereignisses tauchte das Publikum ab unter die Meeresoberfläche und fand sich schauernd wieder unter einem »sich im Unendlichen verlierenden Schwarm von Goldmakrelen«, »einer glotzügigen Ansammlung von Gleichgültigkeit«.

»Vor acht Jahren träumte ich beim Tauchurlaub von einem gigantischen

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+



Fischschwarm. Damit war die Buchidee samt Titel geboren«, verriet der Autor. Staunend vertieften sich die Zuhörer in die Erzählung über die aufregende Recherche des einstigen naturwissenschaftlichen Fünferschülers mit den Koryphäen der Meeresbiologie, Klimatologie und weiteren Spezialisten für maritime Borstenwürmer. »Wollen sie mir helfen, die Welt untergehen zu lassen«? Laut Schätzing freuten sich die Wissenschaftler darüber, ihr Fachgebiet mit kriminalistischer Fantasie, einmal ins Potentielle stretchen zu können.

»Denken sie daran, die Erde ist ein gefährlicher Ort«, entließ der brillante Unterhalter Frank Schätzing sein Publikum aus den ungeheuerlichen Tiefen des Meeres ins stürmische Draußen nicht ohne eine letzte Mahnung:

»1. Wir leben in der Pause zwischen Katastrophen. 2. Die Chaostheorie besagt, dass das Eintreten einer Katastrophe wahrscheinlicher ist als ihr Nichteintreten. 3. Es ist nur ein Buch. 4. So ziemlich alles, was jemals geschrieben wurde, ist auch eingetreten«.

Hommage an die Literatin Mascha Kaléko

»... jeder ein seliger Singular«

Die Abendsonne musste draußen bleiben. Nicht aber ihre Glut. Eng an eng zwischen gewichtigen Bücherregalen saß das Publikum hinter schwarz verhangenen Schaufenstern der Buchhandlung Grefrath. Schmunzeln, hier und da ein spontanes Lachen und immer wieder Applaus, durchbrach die schwüle Stille. Ansonsten hingen sie alle in konzentrierter Aufmerksamkeit am Mund und den Händen der Virtuosen, um sich nur ja kein Wort und keinen Ton der exzellenten lyrisch-musikalischen Hommage an die Literatin Mascha Kaléko entgehen zu lassen.

»Sie sprechen von mir nur leise...« Mit großem Einfühlungsvermögen verstand es die Schauspielerin Paula Quast, die zeitkritisch persönlichen Gedichte Mascha Kalekos (1907 - 1975) in ihrer tief bewegenden Aktualität voller Witz, Ironie und Gefühl, neu zu beleben. Den hintergründig atmosphärischen Spannungsbogen schlug Lech Wieleba, Musiker, Komponist und Kontrabass-Virtuose aus Danzig mit seinem meisterhaften Spiel. Mal entlockte er, in intensiver Spannung tief über den Klangkörper gebeugt, dem Instrument glockenreine, melodische Töne, dann wieder stand er locker distanziert und forderte den Kontrabass in spielerischer Leichtigkeit mit seinem virtuoson Bogen zum temperamentvollen Klang. Mal steigerte der Musiker die ziehende Spannung, mal beruhigte er die aufwallende Emotion in weichem sonoren Gleichklang.

Die lebenslange Heimatlosigkeit Mascha Kalékos, (»Wohin ich immer reise, ich komme nach Nirgendland«), gegen die sie als selbst erkorene Heimat »die Liebe« zu setzten vermag, wurde zum roten Faden, an den sich die Gedichtauswahl band. Dazwischen die nüchternen Daten. Seit 1918 wohnte »Europas blasses Judenkind«, Mascha Kaléko in Berlin und war Ende der 20er Jahre ein Stern am literarischen Himmel. 1933 wurden ihre Bücher verbrannt. Von den Erinnerungen an die Kindheit – »Ich möchte nicht mein Kind gewesen sein« – an die erste Liebe – »weil er die Geige spielte wie ein Engel« – und

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+



ihre Folgen – »Wie verlaufen Liebesgeschichten wenn sie in die Jahre kommen« –, bis zu den Notizen, über die »alte Wo-bin-ich-denn-Angst« im »feindlichen Bett in Nirgendwo«, erstreckte sich ein erster Erzählstrang. Satirisch Kritisches über »Fettnäpfchen«, den »Herrn von Schalter 9«, über »Heiligscheinheilige« und »verehrte Hyänen«, bildete eine kabarettistische Perspektive auf Mascha Kalékos hoch gelobte und oft vertonte Wortkunst der 20er-Jahre. Tragisches folgte mit der Flucht 1938 nach Amerika und - aus Liebe zu ihrem zweiten Mann – 1966 nach Jerusalem, wo ihre Vereinsamung begann. »Sie sprechen von mir nur leise ...«

Zum guten Schluss der Abschied. Von ihrer großen Liebe, dem Musikwissenschaftler Chemjo Vinaver (gestorben 1973, fünf Jahre nach dem Tod des gemeinsamen Sohnes). »40 Jahre waren so selig wie Wolke und Wind, weil zwei Singulare kein Plural sind«. Und von Berlin. »Hier besuchten mich meine Freunde und die Gestapo, hier kam mein Kind zur Welt und musste fort«. Mit ihrem großartigen Vortrag gaben Paula Quast und Lech Wieleba Mascha Kalékos Lyrik eine Stimme, die nachklingt, auch wenn das Schaufenster der Buchhandlung nicht mehr schwarz verhangen und der heiße August 2004 längst vergangen sein wird.

PRESSE
Portrait
Reportage
Theater/Literatur
50+



Krebsnachsorge und Vorsorgegymnastik bei Osteoporose im Mertenshof Mit Musik fängt's an, gesellig hört's auf

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+

Drückende Schwüle lässt auf das sich ankündigende Gewitter hoffen. Schon das einfache Umziehen, raus aus beengtem Alltag, hinein in den bequemen Sportdress, treibt den Schweiß auf die Stirn. Aber trotz einem gestöhnten »Ich habe mir heute dreimal überlegt, ob ich nicht doch lieber Zuhause bleiben soll«, sind die Seniorinnen wie immer am Montag zur »Krebsnachsorge und Vorsorgegymnastik bei Osteoporose« in den Mertenshof gekommen. Aus langer Erfahrung wissen sie, dass sie ihrer Übungsleiterin vertrauen können. Hier wird niemand überfordert und der Spaß an der gesundheitsförderlichen Bewegung spielt immer eine Hauptrolle. So ist es auch heute.

»Wir beginnen mit Musik«, unterbricht Erdmute Schrörs die angeregte Unterhaltung und schon erklingt fröhlicher Oldie-Rock von der mitgebrachten Kassette. »Schön die Füße abrollen«, bewegen sich die Seniorinnen leicht und beschwingt zum animierenden Takt eines lebensfrohen 70er Jahre-Oldies. »Das rechte Bein zur Seite und den linken Arm zur anderen ... und wechseln«, ändert die Übungsleiterin plötzlich die Bewegung. Hoppla. Unter dem Motto: »Dehnung und Koordination«, wird die Bewegungsfolge etwas anspruchsvoller. Lächelnd verfolgt Erdmute Schrörs die Versuche ihrer Damen, bloß keinen Knoten in die Beine zu fabrizieren. »Nein, nein, Schätzeken, die Füße bleiben gerade«. Überall dort wo es nötig wird springt sie dazu und korrigiert die Bewegung.

»Krebsnachsorge und Vorsorgegymnastik bei Erkrankung an Osteoporose beinhaltet vor allem muskelaufbauende Übungen zur Unterstützung des Skelettsystems und Entspannungstraining zur Schmerzlinderung«, erklärt die versierte Übungsleiterin. »Wichtig für einen nachhaltigen Erfolg ist es, nicht nur einmal in der Woche zur Gymnastikstunde zu kommen, sondern auch Zuhause etwas zu tun. Insgesamt gilt es langfristig einen gesundheitsorientierten Lebensstil anzunehmen«, sagt sie.

Für die Dehnung und Kräftigung der Brustmuskulatur verteilt Erdmute Schrörs heute Gymnastikstäbe. »Achtung Pobacken zusammenkneifen, Brust nach vorne, gerader Rücken und los«. Die Geschicklichkeit, mit der die Seniorinnen ihre Stäbe lustig kreisen lassen, verrät die lange Übung. Zum Schluss der Stunde geht es mit einem wohligen Seufzen auf die Matten. Romantischer Schmuserock erklingt und die Leiterin animiert mit leiser Stimme zu wohltuenden Entspannungsübungen.

»Die Gruppe ist ganz schön fit«, lobt sie. Die meisten der Seniorinnen sind seit mehr als 10 Jahren regelmäßig dabei und einige beteiligen sich zusätzlich an der Wassergymnastik am Mittwochmittag. »Natürlich gibt es jede Menge Gruppenaktivitäten über die Gymnastik hinaus«, lächelt die Übungsleiterin. »Nach den Stunden folgt die Belohnung mit einem Klönkaffee im Mertenshof. Die Geburts- und andere Festtage, besonders auch der Karneval werden gefeiert wie sie fallen, und einmal im Jahr lade ich die Teilnehmer aller meiner Gruppen zur gemeinsamen Radtour ein«.



Interview mit Erdmute Schrörs, Übungsleiterin der Interessengemeinschaft Altersport

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+

RP: Wie alt muss man sein für den Altersport?

Erdmute Schrörs: Die Teilnahme an meinen Kursen ist nicht an ein bestimmtes Alter gebunden. Ich sage immer, meine jüngste Alte hat gerade entbunden. Wer sich im Kreise der anderen wohl fühlt ist willkommen.

RP: Sie haben die lustigen »Walker« auf den Weg geschickt, leiten eine Männergymnastikgruppe, geben Wassergymnastik für Senioren und bieten spezielle Krebsnachsorge und Vorsorgegymnastik bei Osteoporose. Worin liegt der Unterschied der Gesundheitssportangebote auf Rezept, zum Breitensport für Ältere.

Schrörs: Die Gesundheitssportangebote zielen auf die Verbesserung der biologischen Funktionsfähigkeit und nicht auf Leistungsverbesserung, wie beim Breitensport, der Gesundheit erhalten und fit machen soll. Gesundheitssport beinhaltet Übungen und Spiele zur Körperwahrnehmung, Entspannungstraining, Dehnung und Kräftigung der Muskeln und zum Herz-Kreislauf-Training. Dagegen spielen im Breitensport Trendsportarten die größte Rolle. Beim Gesundheitssport werden die Belastungen gering dosiert und kontrolliert. Ein wichtiger Aspekt ist es, die Teilnehmer aktiv am Gesundheitsprozess zu beteiligen.

RP: Was hat Sie zum Altersport motiviert?

Schrörs: Ich mag die Arbeit mit den Seniorinnen und Senioren sehr. Die Energie, Sorgfalt und Freude, die ich da hineinstecke, bekomme ich doppelt zurück.

RP: Wir danken für Ihnen das Gespräch.



Diagnose »Fibromyalgie« nach 50 Jahren als eingebildete Kranke

»Reiß Dich doch zusammen«

Wenn sie ihre halbpfündigen Gewichte »stemmt« und mit langen Pausen zwischen den Trainingseinheiten im Schneckentempo auf dem Laufband »joggt«, mag so mancher neben ihr auf dem Laufband Schwitzende im Gesundheitszentrum Reijnders verständnislos den Kopf schütteln. »Was soll das bisschen Bewegung für Muskelaufbau und Ausdauer bringen?« Doch daran stört sie sich schon lange nicht mehr. Ein Leben lang kennt die heute 57-Jährige das Nichtverstehen ihrer Umwelt, darunter besonders schlimm, der Ärzte mit dem für sie vernichtenden Urteil: »Ich habe nichts gefunden. Sie sind gesund«. Brigitte Lemmen leidet unter Fibromyalgie.

Erst 1996 schenkte ihr ein Arzt die Diagnose »Fibromyalgie«. »Das ist es! Plötzlich vermochte ich mein Leben wie ein Puzzle zu einem Bild zu ordnen und so einen Weg aus Hilflosigkeit und Depression zu finden«, strahlt die täuschend gesund wirkende Patientin. »Meine Krankheit begann als ich sechs Jahre alt war mit Sehnen-Muskel-Schmerzen im rechten Arm. Die ärztliche Untersuchung ergab keinen Befund, weil beim Fibromyalgie-Syndrom weder ein Rheuma Faktor noch ein entzündlicher Prozess (erhöhter BKS-Wert) nachgewiesen werden kann. Also wurde ich nicht ernst genommen und in die Drückenberger-Ecke abgeschoben. Die Schmerzen aber blieben, trotz aller »Reiß-dich-doch-zusammen!«-Durchhalteparolen!

So geriet Brigitte Lemmen in den für viele Fibromyalgie-Patienten typischen Beschwerdekreislauf: unzählige Arztbesuche, viele diagnostische und therapeutische Eingriffe, Depression und Entmutigung, Zunahme der Beschwerden. Mit 8 Jahren wurde sie in der orthopädischen Klinik in Süchteln gegen Muskelfaserentzündung behandelt. Mit 11 – noch besuchte sie das Gymnasium – bekam sie mit der Diagnose »Scheuermannsche Krankheit« am Tag ein Korsett und ein Gipsbett für die Nacht. Mit 16 verließ sie die Schule und kämpfte sich gegen Schmerzen, Erschöpfungszustände, plötzliche Black Outs, die es ihr unmöglich machten, einem Gedankengang zu folgen und daraus resultierender Panikattacken durch eine Erzieherinnenausbildung. Ein völliger Zusammenbruch – noch war sie Kindergärtnerin – machte einen stationären Aufenthalt in Süchteln notwendig. »Keiner wusste so recht etwas mit mir anzufangen«, sagt sie heute.

1969 heiratet Brigitte Lemmen und bekommt 70 /72 ihre beiden Kinder. Dank der Hilfe ihres verständnisvollen Mannes und der schon bekannten »Reiß-dich-zusammen-Mentalität«, schafft sie die nächsten 20 Jahre als Hausfrau und Mutter mit Muskel- und Gelenkschmerzen, Schlafstörungen, Konzentrationsschwäche und Infektanfälligkeit, chronisch müde und überempfindlich gegenüber äußeren Reizen. »Alle Jahre wieder war ich mit unterschiedlichen Diagnosen, mindestens einmal, im Krankenhaus«.

1992 als die Kinder aus dem Größten heraus waren, kam es aufgrund der permanenten Überforderung zum Crash und Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik. Vier Jahre dauerte es dann noch, bis Brigitte Lemmen den Arzt kennenlernte, der sie endlich ernst nahm und ihr mit der Diagnose »Fibromyalgie« die rettende Erklärung lieferte, Schuldgefühle wegwischte und das Selbstbewusstsein zurückgab

PRESSE

Portrait

Reportage

Theater/Literatur

50+